
Hanna Krall

Schneller als der liebe Gott

Aus dem Polnischen

Mit einem Vorwort von

Willy Brandt

edition suhrkamp

SV

es 1023

edition suhrkamp

Neue Folge Band 23

Nachdem die amerikanische Fernsehserie »Holocaust« auch in Deutschland über die Bildschirme lief, schien es, als würden die Deutschen - nach mehr als dreißig Jahren - eine ernsthafte Auseinandersetzung mit der eigenen Vergangenheit beginnen. Nach einem Jahr ist von solchen Bestrebungen kaum noch etwas auszumachen. Einen Anstoß, der zur Wiederaufnahme dieser Diskussionen führen sollte, stellt Hanna Kralls »literarische Reportage« dar. Sie beschäftigt sich mit Marek Edelman in zweifacher Weise: Marek Edelman, der stellvertretende Kommandant des Warschauer Ghettoaufstandes von 1943, wird mit Marek Edelman, dem heutigen bekannten Kardiologen und Herzchirurgen, konfrontiert. Das Resultat dieser Konfrontation: Wenn sich auch die historische Abfolge lediglich als »Reihenfolge des Sterbens« erweist, so kommt es für den einzelnen darauf an, dem Tod ein Schnippchen zu schlagen, schneller zu sein als der liebe Gott. »Ich habe Hanna Kralls Bericht nicht nur als ein Buch vom Sterben empfunden. Ich habe in ihm vielmehr ein Buch vom Leben, für das Leben gelesen.« (Willy Brandt)

Hanna Krall
Schneller als der liebe Gott

Mit einem Vorwort von Willy Brandt

Aus dem Polnischen übersetzt
von Klaus Staemmler

Suhrkamp

Titel der Originalausgabe:
Zdążyć przed Panem Bogiem
Wydawnictwo Literackie
Kraków 1977, 21979

2. Auflage 2025

edition suhrkamp 1023
Neue Folge Band 23
© by Hanna Krall, Kraków 1977
© Suhrkamp Verlag AG, Berlin, 1980
Deutsche Erstausgabe
Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch
eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining
im Sinne von § 44b UrhG vor.
Umschlag gestaltet nach einem Konzept
von Willy Fleckhaus: Rolf Staudt
Druck: Libri Plureos GmbH, Hamburg
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-11023-2

Suhrkamp Verlag AG
Torstraße 44, 10119 Berlin
info@suhrkamp.de
www.suhrkamp.de

Schneller als der liebe Gott

Vorwort

Ein Bericht über den Kampf der äußersten Verzweiflung, der im Warschauer Ghetto geführt wurde, kann – auch wenn er literarisch gestaltet ist – eigentlich nur eine Dokumentation des Grauens werden, eine Darstellung von maßloser Unmenschlichkeit, unsäglichem Leiden, zahllosem Sterben. »Nichts Größeres als der Tod, und um den Tod ging es ja immer, nie um das Leben«, sagt der Arzt Marek Edelman, letzter Anführer dieses bis zum äußersten verzweifelten Kampfes.

Und dennoch: Ich habe Hanna Kralls Bericht, in dessen Mittelpunkt Marek Edelman steht, nicht nur als ein Buch vom Sterben empfunden. Ich habe in ihm vielmehr ein Buch vom Leben, für das Leben gelesen. Und damit meine ich nicht das Überleben der wenigen, die im Ghetto waren und gerade noch davongekommen sind, sondern die Mahnung an uns, die wir – zumeist ohne jedes eigene Verdienst – Überlebende sind. Es ist die Mahnung, der Zerstörung zu widerstehen, den Glauben an das Leben zu wahren und den Willen zum Überleben zu behaupten.

Hanna Krall klagt nicht an – was verfinde es auch in einer Welt der Grausamkeit, des Massenelends, in der die große Zahl bemüht ist, sich für nichtschuldig zu erklären. Die Verfasserin setzt der Menschlichkeit dessen ein Denkmal, der sich dem Sterben entgegenstellt – erst im Ghetto, dann als Herzchirurg.

Deshalb ist das Buch nach vorn gerichtet, dokumentiert es den Willen der Menschen und der Völker: zu überleben. Das macht die starke Resonanz des Buches in Polen aus; sie möchte ich ihm auch bei uns wünschen.

Willy Brandt

»Du trugst an diesem Tage einen Pullover aus roter flauschiger Wolle (›Es war ein schöner Pullover‹, hast du hinzugefügt, ›aus Angorawolle. Von einem sehr reichen Juden.‹). Darüber zwei Lederriemen über Kreuz und mitten auf der Brust eine Lampe. ›Hör zu, wie ich ausgesehen habe‹, sagtest du, als ich dich nach dem 19. April fragte.«

»Habe ich das gesagt?

Es war kühl. Im April ist es abends oft kühl, vor allem wenn man wenig zu essen hat, darum habe ich den Pullover angezogen. Es stimmt, ich habe ihn unter den Sachen eines Juden gefunden, eines Tages hatten sie ihn aus dem Keller geholt, und ich nahm mir den Pullover. Es war gute Qualität, der Kerl hatte eine Menge Geld, vor dem Krieg hatte er für den FON ein Flugzeug oder einen Panzer gestiftet, irgend so etwas.

Ich weiß, du magst solche Scherze, sicher habe ich es deshalb erwähnt.«

»O nein. Du hast es erwähnt, weil du etwas zu erkennen geben wolltest. Deine Distanz. Du kannst dir eine Distanzierung erlauben – das wolltest du zeigen. ›Bei uns galt das damals als schick‹, hast du gesagt. Bei uns, das hieß in der ŽOB.«

»Schreib noch zwei Revolver dazu. Zum schicken Aussehen gehörten Revolver – an den Riemen über Kreuz. Damals glaubten wir, wenn man zwei Revolver hat, dann hat man alles.«

»Also der 19. April. Schüsse weckten dich, du zogst dich an . . .«

»Nein, noch nicht. Schüsse weckten mich, aber es war kalt, außerdem wurde weit entfernt geschossen, und das war noch kein Grund zum Aufstehen.

Um zwölf zog ich mich an.

Bei uns war einer, der von der arischen Seite Waffen mitgebracht hatte; er wollte gleich zurück, aber es war schon zu spät. Als das Schießen anfang, sagte er, er hätte in Zamość im Kloster eine Tochter. Er würde das hier bestimmt nicht überleben, aber ich, darum solle ich mich nach dem Krieg seiner Tochter annehmen. Ich sagte »gut, gut, red keinen Unsinn.«

»Und?«

»Was und?«

»Hast du seine Tochter nach dem Krieg gefunden?«

»Ja.«

»Hör zu, wir haben vereinbart, daß du reden wirst, stimmt's? Es ist immer noch der 19. April. Es wird geschossen. Du hast dich angezogen. Der von der arischen Seite redet über seine Tochter. Und weiter?«

»Wir sind losgegangen, uns in der Gegend umzusehen. Wir kamen über den Hof, da waren ein paar Deutsche. Eigentlich hätten wir sie umlegen müssen, aber wir hatten darin noch keine Übung, außerdem hatten wir auch ein bißchen Angst – und legten sie nicht um.

Nach drei Stunden verstummten die Schüsse.

Es wurde still.

Unser Gebiet war das sogenannte Bürstenfa-

briksghetto – zwischen den Straßen Franciszkańska, Świętojańska und Bonifraterska.

Das Fabriktor war vermint.

Als die Deutschen sich am nächsten Tag näherten, haben wir den Kontakt eingeschaltet, an die hundert von ihnen sind in die Luft geflogen, aber genau weiß ich es nicht mehr, das mußt du überprüfen. Überhaupt weiß ich immer weniger davon. Über jeden einzelnen von meinen Patienten könnte ich dir hundertmal mehr erzählen.

Nach der Explosion kamen sie in Schützenlinie auf uns zu. Das gefiel uns sehr. Wir zu vierzig, sie zu hundert, eine ganze Kolonne in voller Kriegsausrüstung, sie robben heran, man sieht, sie nehmen uns ernst.

Bevor es Abend wurde, schickten sie drei Leute mit gesenkten MP's und weißen Armbinden vor. Sie riefen, wenn wir die Waffen niederlegten, würden sie uns in ein besonderes Lager schicken. Wir haben sie beschossen – im Stroop-Bericht fand ich später diese Szene: Sie, die Parlamentarier mit der weißen Fahne, und wir Banditen eröffnen das Feuer. Übrigens haben wir sie nicht getroffen, aber das war unwichtig.«

»Was denn, unwichtig?«

»Wichtig war doch nur zu schießen. Das mußte man zeigen. Nicht den Deutschen, die konnten das besser. Der übrigen Welt, der nicht-deutschen, mußten wir das zeigen. Die Menschen haben immer gemeint, das Schießen sei das größte Heldentum. Da haben wir eben geschossen.«

»Warum habt ihr gerade diesen Tag festgelegt, den 19. April?«

»Den haben nicht wir festgelegt, sondern die Deutschen. An diesem Tag sollte die nächste Aktion beginnen, die letzte im Warschauer Ghetto. Wir bekamen Anrufe von der arischen Seite, daß sie bereitgestellt werden, daß sie die Mauern von außen umstellt haben. Am 18. abends versammelten wir uns bei Anielewicz, alle fünf, der Stab. Ich war wohl der Älteste, zweiundzwanzig Jahre, Anielewicz ein Jahr jünger, alle fünf waren wir zusammen keine hundert-zehn Jahre alt.

Dort wurde nicht mehr viel geredet. ›Wie steht's?‹ – ›Anrufe aus der Stadt.‹ Anielewicz übernimmt das zentrale Ghetto, Geller und ich die Toebbens-Schuppen und die Bürstenfabrik. ›Also bis morgen.‹ Nur, daß wir uns verabschiedet haben, was wir sonst nie taten.«

»Warum war gerade Anielewicz der Kommandant?«

»Keine Ahnung. Er wollte es gern sein, da haben wir ihn gewählt. Er war ein bißchen kindisch mit seinem Ehrgeiz, aber ein begabter Kerl, belesen und voller Lebenskraft. Seine Mutter verkaufte in Solec Fische. Wenn welche übrig blieben, mußte er rote Farbe kaufen und die Kiemen anmalen, damit sie frisch aussahen. Er war immer hungrig. Als er aus dem Kohlenrevier zu uns kam und wir ihm etwas zu essen gaben, schirmte er seinen Teller mit der Hand ab, damit ihn niemand wegnahm.

Er besaß viel jugendlichen Schwung und Elan, nur

daß er nie zuvor eine Aktion gesehen hatte. Auch nicht, wie die Menschen auf dem Umschlagplatz in die Waggonen verladen wurden. Und so etwas – wenn man sieht, wie vierhunderttausend ins Gas geschickt werden – das kann dich kaputt machen.

Am 19. April trafen wir uns nicht. Ich sah ihn tags darauf. Da war er schon ein anderer Mensch. Celina sagte zu mir: »Weißt du, mit ihm ist das gestern passiert. Er hat dagesessen und immer wieder gesagt: Wir werden alle fallen . . .« Nur einmal noch ist Leben in ihn gekommen, als wir von der AK Nachricht erhielten, wir sollten im Nordteil des Ghettos warten. Wir wußten nicht recht, warum, außerdem ist nichts daraus geworden, den Mann, der dort hinging, haben sie auf der Miła verbrannt, wir haben gehört, wie er den ganzen Tag schrie – meinst du, das macht noch Eindruck auf irgendwen, ein verbrannter Mensch nach vierhunderttausend verbrannten?«

»Ich meine, ein Verbrannter macht einen größeren Eindruck als vierhunderttausend und vierhunderttausend einen größeren als sechs Millionen. Ihr habt also nicht genau gewußt, worum es sich handelte?«

»Er glaubte, wir bekämen Hilfe. Wir haben ihm erklärt: »Laß das, dort ist Niemandsland, wir kommen nicht durch.«

Weißt du was? Ich denke, im Grunde hat er an einen Sieg geglaubt.

Natürlich hat er vorher nie davon gesprochen. Im Gegenteil. »Wir gehen in den Tod«, hat er gesagt, »es gibt kein Zurück, wir fallen für die Ehre, für die Geschichte.« Was man in diesen Fällen so sagt. Heute

aber glaube ich, er hat die ganze Zeit über eine kindliche Hoffnung genährt.

Er hatte ein Mädchen. Eine hübsche, helle, warme. Mira hieß sie.

Am 7. Mai war er mit ihr bei uns in der Franciszkańska.

Am 8. Mai hat er in der Miła erst sie erschossen und dann sich. *Jurek* Wilner hat ausgerufen: »Wir wollen zusammen sterben!« *Lutek* Rotblat erschöß seine Mutter und seine Schwester, dann haben sie alle geschossen, es gab viel Geschrei und Hysterie; als wir zu ihnen durchgebrochen waren, fanden wir nur wenige am Leben, achtzehn hatten Selbstmord begangen. »Genau so mußte es sein«, hat man uns später gesagt. »Das Volk ist umgekommen, die Soldaten sind gefallen. Ein symbolischer Tod.« Du magst solche Symbole doch sicher auch?

Es war auch ein Mädchen bei ihnen. Sie hieß Ruth. Siebenmal hat sie vergeblich geschossen, ehe sie richtig traf. Ein hübsches, großes Mädchen mit pfirsichfarbener Haut. Aber sechs Patronen hat sie verschwendet.

Jetzt ist an der Stelle ein kleiner Platz. Gedenkhügel, Gedenkstein, Inschrift. Bei schönem Wetter kommen die Frauen mit ihren Kindern hin oder abends die Jungen und Mädchen. Dabei ist das ihr gemeinsames Grab, wir haben die Knochen nie herausgeholt.«

»Du hattest vierzig Soldaten. Seid ihr nie auf den Gedanken gekommen, es auch zu tun?«

»Nein. Man soll es nicht tun. Auch wenn es ein sehr

gutes Symbol ist. Man opfert nicht sein Leben als Symbol. Ich hatte in dieser Sache keinerlei Zweifel. Auf jeden Fall die zwanzig Tage lang. Ich war imstande, jemandem in die Schnauze zu hauen, wenn er hysterisch wurde. Überhaupt, damals konnte ich vieles. Fünf Leute im Kampf verlieren und keine Gewissensbisse spüren. Mich schlafen legen, während die Deutschen ein Loch bohrten, um uns in die Luft zu sprengen – ich wußte einfach, daß wir da nichts machen konnten. Erst als die Deutschen um zwölf zum Mittagessen gingen, haben wir schnell alle nötigen Vorbereitungen getroffen, um durchzubrechen. (Ich war nicht aufgeregt, vielleicht weil eigentlich nichts passieren konnte. Nichts Größeres als der Tod, und um den Tod ging es ja immer, nie um das Leben. Vielleicht war das gar kein Drama. Ein Drama liegt dann vor, wenn du eine Entscheidung fällen kannst, wenn etwas von dir abhängt; dort aber war alles von vornherein festgelegt. Jetzt im Krankenhaus geht es ums Leben, und ich muß jedesmal eine Entscheidung fällen. Jetzt bin ich viel aufgeregter.)

Und noch etwas konnte ich. Einem, der mich um eine Adresse auf der arischen Seite bat, sagen: »Es ist noch nicht Zeit. Es ist noch zu früh.« Er hieß Stasiek. Siehst du, die Nachnamen habe ich nicht behalten. »Marek«, hat er gesagt, »drüben gibt es doch einen Ort, wo ich hingehen könnte.« Sollte ich ihm sagen, daß es so einen Ort nicht gab? Darum habe ich gesagt: »Es ist noch zu früh.««

»Konnte man über die Mauer hinweg etwas auf der arischen Seite sehen?«

»Ja. Die Mauer reichte nur bis zum ersten Stock. Schon vom zweiten aus konnte man die Straße drüben sehen. Wir sahen ein Karussell und die Leute, wir hörten die Musik und hatten schreckliche Angst, die Musik könnte uns übertönen, und die Leute würden uns, unseren Kampf, unsere Gefallenen nicht bemerken, die Mauer sei so hoch, daß nichts über uns dorthin gelangen könnte.

Aber Radio London gab bekannt, daß Sikorski den Orden *Virtuti Militari* posthum an Michał Klepfiusz verliehen habe, den Mann, der auf unserem Dachboden mit seinem Körper eine deutsche MG-Garbe abfing, damit wir hinübergelangen konnten. Ein Ingenieur, etwas über zwanzig Jahre alt. Ein außerordentlich tüchtiger Kerl.

Durch seinen Einsatz haben wir den Angriff abgewehrt, und gleich danach kamen die drei mit den weißen Armbinden, die Parlamentäre.

Hier habe ich gestanden. Genau hier, nur war das Tor damals aus Holz. Der Betonpfosten ist noch derselbe, die Baracke auch und wahrscheinlich sogar die Pappeln.

Halt mal, warum eigentlich habe ich immer hier gestanden?

Ach so, weil von dorthier die zusammengetriebene Menge kam. Vermutlich hatte ich Angst, die würden mich auch einkassieren.

Ich war damals Bote im Krankenhaus, und meine Arbeit bestand darin, am Tor auf dem Umschlagplatz zu stehen und die Kranken wegzuführen. Unsere Leute holten die heraus, die ge-

rettet werden mußten, und ich führte sie als Kranke weg.

Ich war rücksichtslos. Eine Frau flehte mich an, ich solle ihre vierzehnjährige Tochter wegbringen, sie drückte mir irgendwelche Brillanten in die Hand, aber ich konnte nur eine einzige Person mitnehmen, ich nahm Zosia mit, unsere beste Meldegängerin. Viermal habe ich sie weggebracht, und jedesmal haben sie sie wieder geschnappt.

Einmal wurden an mir Leute vorbeigetrieben, die keine Lebensnummern hatten. Die Deutschen hatten diese Nummern ausgegeben, wer sie besaß, dem versprachen sie das Überleben. Das ganze Ghetto kannte damals nur ein Ziel, eine Nummer erbeuten. Aber später wurden auch die mit den Nummern geholt.

Dann wieder wurde bekannt gegeben, die Fabrikarbeiter hätten das Recht, am Leben zu bleiben, aber es würden dort Nähmaschinen benötigt. Die Leute glaubten darum, Nähmaschinen könnten ihnen das Leben retten, und zahlten dafür jeden Preis. Aber dann wurden auch die mit den Nähmaschinen geholt.

Schließlich wurde verkündet, es gebe Brot. »Jeder, der sich zur Arbeit meldet, bekommt 3 kg Brot und Marmelade.«

Hör zu, mein Kind. Weißt du, was Brot damals im Ghetto bedeutete? Denn wenn du das nicht weißt, wirst du nie begreifen, warum Tausende freiwillig kamen und wegen des Brots nach Treblinka fuhren. Bisher hat das noch keiner begriffen.

Hier, an dieser Stelle wurde das Brot ausgegeben. Längliche, braune Roggenbrote.

Und weißt du was?

Die Leute kamen geordnet, in Viererreihen, um das Brot abzuholen und dann in den Waggon zu steigen. Es gab so viele Freiwillige, daß sie Schlange stehen mußten, zwei Transporte gingen nun täglich nach Treblinka, und doch konnten sie nicht alle unterbringen, die sich meldeten.

O ja, wir wußten Bescheid.

Wir hatten im Jahr 42 einen von uns hingeschickt, Zygmunt, er sollte feststellen, was aus den Transporten würde. Er fuhr mit den Eisenbahnern vom Danziger Bahnhof. In Sokołów hörte er, daß sich die Strecke dort gabelte, ein Nebengleis ging nach Treblinka, täglich fuhr dort ein mit Menschen beladener Zug hin und kam leer zurück, Lebensmittel wurden dort nicht hingbracht.

Zygmunt kehrte zurück ins Ghetto, wir veröffentlichten alles in unserer Zeitung – und die Leute glaubten uns nicht. ›Seid ihr verrückt geworden?‹ hieß es, als wir sie zu überzeugen versuchten, daß sie nicht zur Arbeit gefahren würden. ›Die sollten uns mit Brot in den Tod schicken? Soviel Brot vergeuden?‹

Die Aktion dauerte vom 22. Juli bis zum 8. September 1942, sechs Wochen. Diese sechs Wochen stand ich am Tor. Hier, an dieser Stelle. Ich habe vierhunderttausend Menschen auf diesen Platz begleitet. Ich habe denselben Betonpfosten gesehen, den du jetzt siehst.

In der Berufsschule dort war unser Krankenhaus untergebracht. Sie haben es am 8. September liquidiert, am letzten Tag der Aktion. Oben waren meh-

rere Säle mit Kindern; als die Deutschen das Erdgeschloß betraten, schaffte es die Ärztin gerade noch, den Kindern Gift zu geben.

Da siehst du, daß du nichts davon verstehst. Sie hat sie doch vor der Gaskammer bewahrt, das war außergewöhnlich, die Leute hielten sie für eine Heldin.

Im Krankenhaus lagen die Kranken auf dem Fußboden und warteten auf die Verladung in die Waggonen, die Schwestern aber suchten in der Menge nach ihren Vätern und Müttern und spritzten ihnen Gift. Nur für ihre nächsten Verwandten hatten sie das Gift aufgehoben, die Ärztin jedoch gab ihr eigenes Zyankali den fremden Kindern!

Ein einziger Mensch konnte laut die Wahrheit sagen, Czerniaków. Ihm hätte man geglaubt. Aber er beging Selbstmord.

Das war nicht in Ordnung, er hätte mit einem Feuerwerk sterben sollen. Ein Feuerwerk war damals sehr nötig, er hätte sterben sollen, nachdem er die Leute zum Kampf aufgefordert hatte.

Eigentlich werfen wir ihm nur das vor.«

»Wer – wir?«

»Ich und meine Freunde. Die nicht mehr am Leben sind. Daß er aus seinem Tod eine eigene, private Angelegenheit gemacht hat.

Wir wußten, daß man öffentlich sterben mußte, vor den Augen der Welt.

Wir hatten verschiedene Ideen. Dawid meinte, wir sollten uns auf die Mauer stürzen, wir alle, die noch im Ghetto waren, auf die arische Seite durchbrechen, uns in Reihen auf die Wälle der Zitadelle setzen und